

Waldemar Nocny »Insel im Strom«

Textauszüge für Buchvorstellung und Lesung am 1. Juni 2006 im Bremer Rathaus, gelesen von dem Hamburger Schauspieler Rolf Becker

Auszug Teil 1 (S. 184 Mitte bis S. 188 Ende)

Der Pastor indes schwitzte stark und führte, vom Fieber gequält, ein Zwiegespräch, wobei ihm zusammenhanglose Sätze aus halb verschluckten und kaum vernehmbaren Wörtern entfuhr. Dies aber schien ihm zu genügen, um daraus eine ganze Welt zu bauen.

Er saß mit seiner Mutter im Zimmer, Vater war schon seit frühmorgens im Bergwerk, der Mittag nahte. Der kleine Junge legte seinen Kopf auf ihre Knie und spürte ihre Hand, die ihm über Schläfen, Wangen und Haare fuhr. »Seit damals«, seufzte sie, über ihn gebeugt, »sind dreißig Jahre vergangen. Aber ich kann mich gut erinnern. Ich war sechs oder sieben. Ich stand mit meiner Mama auf der Straße, das andere Mädchen mit seiner Mama. Unsere Mamas kannten sich und blieben oft stehen, um zu reden, und das nahm und nahm kein Ende. Ich sah das Mädchen an, es hatte weiße, sehr schöne Schleifen im Haar. Ich trug dunkelblaue. Weiße waren teuer. Nie wollte das Mädchen mit mir spielen, nicht einmal sprechen wollte es mit mir. Es steckte bei seiner Mutter, hing an ihrer Hand und schaute mißtrauisch umher. Einmal wollte ich es an die Hand nehmen, wir hätten doch weglauen können, alle Kinder machten das, doch es trat verächtlich beiseite, als wäre ich schmutzig, und es sagte leise, aber mit klarer Stimme: »Du hast nur dunkelblaue Schleifen, denn du bist schlechter als ich. Du bist schlechter.« Ja, Andreas«, sie strich ihm noch zärtlicher über den Kopf, »du mußt immer schön lernen. Du darfst nicht der Schlechtere sein.«

»Ich werde nicht der Schlechtere sein«, versprach er eifrig, obwohl er gar nicht wußte, was das bedeuten mochte.

Und er stand am Rhein, an einem Sonntagnachmittag, es duftete nach Himbeeren, die auf dem Hügel und am Ufer wuchsen. Zwischen den Sträuchern lagen Pfade, schmale und gefährliche, und die Kinder traten sie mit jedem Tag immer breiter; die Natur hingegen versuchte jeden Tag, sie wieder zu überwuchern. Langsam drang er durch das Dickicht und pflückte die Beeren, seine Finger waren rot und feucht, und sie rochen nach den Früchten. Rings um ihn piepste und zwitscherte es im Gebüsch, doch Vogelnester sah er nicht. Es mußte dort aber welche geben, und deshalb war er sehr vorsichtig, ja sogar ängstlich, und trat nicht laut auf. Die Sonne sank, und in ein, zwei Stunden mußte sie hinter den Hügeln verschwinden. Er hatte keine Gefäße mitgenommen, also sammelte er die Beeren in seiner Hand, die bald voller Himbeeren war.

»Mama!« rief er und lief zu ihr hin. Sie stand in der Nähe, neben dem Korb mit den Butterbrotten. Dort lagen auch die Kleider des Vaters, der ein Bad nahm, unten im Fluß. »Kuck mal, Mama, ich schenk dir was«, sagte der kleine Junge und öffnete seine Hand. Doch statt der schönen Himbeeren, die er für Mama gepflückt hatte, sah er nur zerquetschte Früchte, und der Himbeersaft rann an seiner Haut entlang und tropfte auf die Erde. »Ich wollte dir doch eine Freude machen«, sagte er traurig. In ihren Augen aber sah er die gleichen Tränen und den gleichen Kummer wie damals, als Vater von der Arbeit kam, mit einer jungen, schönen Frau, und nach dem Abendbrot zu Mama sagte: »Christa bekommt ein Kind, und niemand kann das ändern.«

Dann sah der Pastor, was er der Gemeinde so oft gepredigt hatte. Jesus ging am Galiläischen Meer entlang; die Brüder Simon und Andreas aber warfen ihre

Fischernetze aus. Jesus wartete, bis das Boot wieder ans Ufer kam, und dann winkte er den Fischern. Ängstlich nahten sie sich dem Fremden. Da sagte er zu ihnen: »Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen.« Und sie folgten ihm, so wie Jakob und Johannes, die Söhne des Zebedäus, der in seinem Fischerboot blieb, allein mit seinen Tagelöhnern. Und Jesus sprach nicht mehr mit Simon, den er später Petrus nannte, seinen Fels, sondern blickte auf den kleinen Jungen, der am ganzen Leibe zitterte und dachte: »Ob Mama das wohl sieht? Kann Mama mich jetzt sehen?« Jesus aber sagte: »Andreas, auch du wirst ein Menschenfischer sein«, und er lächelte wie Klara Thun, wenn sie sehr glücklich war. Da verstand der kleine Andreas, welchen Weg er gehen sollte, und fortan hat das Lächeln Jesu ihn begleitet, in jedem schweren Augenblick seines Lebens, das voller schwerer Augenblicke war.

»Ja, es gibt schon schlimme Zufälle«, sagte Doktor Gutzeit.

Leni beachtete es nicht, sondern horchte ins Schlafzimmer hinüber. Die regelmäßigen Atemzüge des Pastors hatten sich in ein hektisches, zuweilen gieriges Luftschnappen verwandelt. »Hören Sie das?« fragte sie.

»Schon seit einiger Zeit«, sagte der Doktor.

»Und Sie tun nichts dagegen?«

»Da ist nicht mehr viel zu machen.«

Leni schien nicht zu verstehen, was er meinte; erst nach einer Weile fragte sie entsetzt: »Sie glauben, der Pastor ...?«

Gutzeit zögerte; dann nickte er und sagte: »Ja.«

»Ist das wahr? Glauben Sie wirklich ...?«

»Es hat schon begonnen.«

Diese Worte erreichten sie nicht mehr; denn ihr war so zumute wie einst vor Cuttners Laden in Bohnsack. Ein Haufen von Jungen lief an ihr vorbei, mit Knüppeln in der Hand, und zerschlug die Schaufensterscheibe. Klirrend fielen die Splitter aufs Trottoir, und die Burschen verschwanden rasch um die nächste Ecke. Ein Fußgänger zertrat das Glas und, ihr stockte der Atem, stieg durchs Schaufenster in das Geschäft. Andere Männer und Frauen sprangen wie vom Fieberwahn besessen hinterher und rafften die Ware zusammen, als gehörte sie ihnen. Fassungslos stand sie da und traute ihren Augen nicht, als die Leute auch die Möbel auf die Straße schleppten, lachend und johlend.

»Cuttner ist ein Jude!« riefen sie den Gaffern zu, die sich zusammengerottet hatten, um das wüste Treiben aus der Nähe zu verfolgen oder es den Plünderern gleichzutun und den Laden zu stürmen, während Leni noch immer dastand, ohne begreifen zu können, was hier geschah. All dies und vieles mehr hatte Leni gesehen, doch sie hatte sich stets ihren naiven Blick auf die Welt bewahrt. Der Pastor hatte ihr diese Unschuld gelassen; wußte er doch, daß Leni zu schwach war, all denen zu trotzen, die jetzt das Deutsche Reich und auch Danzig regierten.

»Sie irren sich, Herr Doktor«, sagte Leni plötzlich mit großer Selbstsicherheit.

»Das mag sein«, sagte Gutzeit, stand auf, öffnete die Tür und ging in den Garten, um Leni nicht jede Hoffnung nehmen zu müssen.

Dem fiebernden Pastor indes erschien Jesus, der zu dem Zöllner Matthäus sprach, er möge ihm folgen, und ihm erschienen auch viele andere Zöllner, die sich unter Jesu Jünger mischten und mit ihnen zu Tische saßen. Andreas war erst kürzlich zwanzig Jahre alt geworden. Er hatte noch eine Menge Zeit, um dem Meister nahe zu sein, unter den lärmenden Weibern oder, wie heute, inmitten der Pharisäer, die sogleich zu murren begannen, als sie Jesus speisen sahen. »Warum isset euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?« fragten sie seine Jünger. Auch Andreas drängte sich diese Frage auf die Lippen, während er unter den Schriftgelehrten einherging und ihre bissigen Bemerkungen vernahm, nebst vielen tiefschürfenden

Kommentaren, die ihn zum Nachdenken zwangen. Schon seit langem zog es ihn hin zu all diesen Schriftgelehrten, denen das Hebräische, das Aramäische und Griechische geläufig war; denn auch ihm fiel es nicht schwer, sich eine neue Sprache anzueignen. Ihre Fragen wurden seine Fragen, ihre Zweifel seine Zweifel. Er war ihr Schüler, und als solcher konnte er diesen Männern nicht das Wasser reichen. Nun warf jemand eine neue Frage auf, die inmitten des Stimmengewirrs niemand zu hören schien. Doch Jesus unterbrach sein Gespräch, wandte sich um, blickte auf die Pharisäer und sah auch Andreas, der sich in Ehrfurcht verneigte. Jesus rief ihn zu sich, und da Andreas sich näherte, sprach er: »Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.« Und er sagte es noch einmal zu den Pharisäern. Die aber sahen einander an und wagten nicht mehr zu fragen.

Leni Hirne setzte sich auf den Bettrand und hielt die Hand des Pastors. Sie war heiß und naß vor Schweiß. Nie zuvor war Leni das Glück zuteil geworden, dem Geistlichen so nahe zu sein. Er mochte und er schätzte sie, weil sie seine Wohnung sauberhielt, ihm als Diplomatin diente, stets diskret und ergeben war; doch nur selten hatte er die Frau in ihr gesehen, und immer wieder hatte sie sich danach gesehnt, er könnte einmal zärtlich ihre Hand berühren oder ihr Herz durch ein liebes Wort mit Dankbarkeit erfüllen. Ganz heimlich aber verlangte Leni nach mehr, in ihren Träumen

...

Sie hörte Schritte auf der Veranda. Jemand trat sich umständlich die Schuhe ab, drückte die Klinke, ging ins Vorzimmer und am Salon vorbei in Richtung Schlafstube, war also ganz offensichtlich mit den Räumlichkeiten vertraut. Leni hob den Kopf. In der Tür stand Lothar Noack, gestützt auf eine seiner Krücken, die er seit langem nicht mehr benutzt hatte. Er grüßte Leni mit keinem Wort, nicht einmal mit einem Nicken, sondern blickte unverwandt auf den schwer atmenden Pastor, der von Zeit zu Zeit unter Schmerzen sein Gesicht verzog, während der Schweiß an seinem Hals hinunterrann und das Bettzeug näßte.

Lothar hob die Hand und gab der Haushälterin mit einer unscheinbaren Geste zu verstehen, sie möge das Zimmer verlassen. Leni sprang auf, und als sie eilig an ihm vorbeiging, spürte sie starken Schnapsgeruch. Fragend sah sie Lothar an, doch er reagierte nicht, und sie setzte sich ins Vorzimmer, um jeden Laut zu registrieren, der aus dem Krankenzimmer drang. Lothar Noack tat zwei, drei Schritte und blieb stehen. Minute um Minute verging, doch Leni hörte nichts als das Röcheln des Pastors und kehrte, getrieben von einem Anfall heftiger Angst, in sein Schlafgemach zurück. Lothar stützte sich auf die Krücke, seine Augen waren geschlossen, sein ganzer Körper wirkte wie aus Stein gemeißelt. Thun hob die Lider, sah jedoch nichts mehr, denn das Fieber hatte ihm die Augen verbrannt. »Was ist mit ihm?« flüsterte Leni voller Panik.

Lothar rührte sich nicht.

»Um Himmels willen, Herr Noack ...«

Nun regte Lothar sich wieder, machte aber keine Anstalten, dem Pastor beizustehen, sondern auf der Stelle kehrt, und ließ Leni verwirrt zurück.

»Das kann nicht sein, das darf nicht sein«, flüsterte sie, blickte dem Sterbenden in seine blinden Augen und wiederholte ihre Worte viele Male, als wollte sie gewaltsam den Lauf der Dinge ändern.

Doktor Gutzeit hatte Lothar Noack gesehen, als er das Grundstück betrat, jedoch keine Lust verspürt, ihm zu begegnen, und sich deshalb hinter einem der Bäume im Garten verborgen. Nun sah er, wie Lothar Noack das Haus verließ, greisenhaft gebeugt. Gutzeit tappte zögernd durch die Küchentür, vernahm aber kein Geräusch, nur das Ticken der Uhren im Salon und in der Bibliothek. Leni Hirne bemerkte ihn, als er leise in das Krankenzimmer kam, und wandte den Kopf. Unwillkürlich fühlte sich Gutzeit an die Puppen erinnert, die bei Sternfeld im Schaufenster standen, in

der Heilig-Geist-Gasse, wo Arthur Schopenhauer geboren worden war. Leni öffnete den Mund, schnappte jämmerlich nach Luft und flüsterte mit zittriger Stimme: »Der Pastor ist gerade gestorben.«

Auszug Teil 2 (S. 201 Mitte bis S. 208 Ende)

Leni griff in ihre Tasche, zog eine in den *Danziger Vorposten* eingewickelte Mappe aus dicker Pappe hervor, öffnete sie und reichte sie Eva. Die Seiten waren dicht beschrieben, und das Papier war ein geradezu luxuriöses, das in Leipzig hergestellt und auf der Insel nur von Thun bezogen worden war. Eva las die ersten Sätze der Notizen: »Es ist meine Berufung, dem Herrn zu dienen. Er hat mich auserwählt, er hat mir den Glauben gegeben. Er hat mir die Gnade geschenkt, verzeihen zu können, mich Demut gelehrt, auch gegenüber dem Strom des Lebens, der mächtiger ist als wir. Das ist wohl Gottes Wille.«

Eva blickte noch einmal auf; Leni saß stumm neben ihr und nickte. Also begann sie zu lesen, was Pastor Thun in all den Jahren aufgezeichnet hatte.

»Ich habe dieses Stückchen Erde auf der Frischen Nehrung gewählt und mich eifrig der Arbeit gewidmet. Der Apostel Paulus sagt: ›Und lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung, und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat.«

Danzig, die Tote Weichsel und den Weichseldurchbruch habe ich zum erstenmal gesehen, als ich noch ein Junge war. Vom Ufer dieses Flusses aus sah ich den Karauschenteich, die Messina-Insel, den Quellberg. Auf der anderen Seite die Stelle, wo bald der Weichseldurchbruch entstehen sollte, und den Fürst-Albert-Hügel mit dem großen Stein, der an die herrliche Feier vom 30. August 1896 erinnert. Eines Tages hatte ich die 110 Stufen erklommen und blickte auf die Bäume, Türme und Dächer von Steegen, Pasewark, Stutthof, Scharpau und anderen Ortschaften, und als die Wolken sich lichteten, sah ich die Dächer von Dirschau, links die Mauern der Marienburg, rechts den mächtigen Klotz der Danziger Marienkirche. Ich sah den breiten Strand der Bucht, neu entstehende Inseln, Dampfer, Fischerboote und unzählige Wasservögel. Dies ist mein Platz auf Erden, dachte ich damals, und ich entschloß mich zu bleiben. Niemand sollte mich davon abbringen, nicht einmal meine teure Mutter. Zu meinem Bedauern wollte sie mich nicht dorthin gehen lassen, wo ich Gott dienen mußte. Ich aber habe dennoch die lange Reise nach Westpreußen auf mich genommen.

Viele von denen, die mit mir auf die Insel kamen, haben Erinnerungen aus ihrer Kindheit mitgebracht, darunter wertvolle Photographien aus ihrem Elternhause. Dennoch sind sie sogleich dem Zauber der Weichselniederung verfallen. Das unfaßbare Geheimnis und die Nostalgie verbargen sich in den melancholischen Nebelschwaden, Küstenseen, Kanälen, Weiden, in den Birken und im Schilf, im Weiß der Strände, im Wasser der Bucht, in den schlanken Kiefern der Dünenwälder. Und welcher Zauber findet sich zwischen den Ähren und den Kornblumen, den Lilien und den Süßholzstauden, in den so unterschiedlichen Feldern von Dzaak, Rixin und Schwanefeldt? Da standen Peters Windmühle, Krökers Mühle und das Haus mit Säulengang, worin Königin Luise auf ihrer winterlichen Flucht nach Memel übernachtet hatte. Da lag das alte Weichselbett bei Schusterkrug, diese unberührte stille Welt, die sich winters in eine lärmende Eisbahn voller Kinder verwandelte. Da war das Mysterium der ersten Paare, die später zu mir kamen und schüchtern um Gottes Segen baten. Die Lindenallee in Schiewenhorst, die Pfingstrosen in den Gärten von Bohnsack, die geduckten und verträumten Fischerhäuschen in Östlich Neufähr, die an Vorstadtvillen erinnernden Neorenaissancehöfe in Bohnsackerweide, die Kolonie Einlage, die wie Birnen im Obstgarten verstreuten Häuser von Schnaken-

burg... In dieser Welt begann ich als Pastor zu wirken.

Wenn ich auf die Kanzel steige, sehe ich die Gesichter der Menschen: stets unausgeschlafen, zerfurcht von Regen und Hitze. Ich höre ihren Atem, bemerke all die kurzen und heimlichen Blicke der jungen Leute untereinander. Manchmal schwingt sich ein weiches Flüstern zur Orgel empor. Dann bin ich glücklich. Der Herr hat gesagt: »Ich bin das Brot des Lebens.« Ach, wie leicht fällt es mir doch, Gottes Größe mit Worten zu preisen. Ich will mit meiner Gemeinde das Brot des Lebens teilen. Möge es mir vergönnt sein, mich mit ihr gemeinsam auch des Glücks zu erfreuen.«

Eva blickte versonnen in ihre Küche, dann auf die stille Leni Hirlne, blätterte weiter und entdeckte eine Stelle, die nicht von Pastor Thun zu stammen schien; denn er hatte sie ein wenig eingerückt, so daß sie sich von seinen Aufzeichnungen abhob:

»Der Junge spürt, daß ich verlegen bin. Im Bestreben, nicht aufzufallen, tritt er leise auf, was mir jedoch ganz unnötig erscheint. Er ist ein verschlossener Jüngling, mehr noch, er ist ein Eigenbrötler. Mit wem hat er sich angefreundet? Mit Fritz, mit Golo? Nein. Und wie steht es mit ihm und den Marjellchen? Er nimmt sie ungewöhnlich ernst. Auch das müßte nicht sein. Sie wollen doch immer nur lachen und tanzen, und sie plappern liebend gern und ohne Unterlaß. Sie streiten sich, sie seufzen, sie vergießen Tränen ohne Grund. Ich habe das zur Genüge erfahren. Er nimmt sie ernst, sucht aber ihre Gesellschaft nicht, denn er ist kein Freund von vielen Worten, und wohl deshalb hält er sich fern von den jungen Gänschen. Zwei von ihnen sind wirklich schön. Eine ist die Tochter von Jan Mudlaff, und ich habe meinen Genever gegen seinen gesetzt und gewettet, daß die beiden Hübschen bald heiraten werden.

Erst dachte ich, es sei für mich noch nicht an der Zeit, von Östlich Neufähr nach Schiewenhorst zu gehen. So viele Leute machten sich auf den Weg, so viele waren schon umgezogen. Sie wollten ein schönes Flecken Erde im Süden, das bis zur Toten Weichsel reicht. Kann man doch von ihr leben, ohne seine Zukunft ganz dem Meer anvertrauen zu müssen. Die Weichsel hat ihre Launen. Viele neue Häuser werden am Wald entlang gebaut. Der Junge ist bei mir, wo ich auch bin.«

Welchen Jungen meint er? dachte Eva, als ihr die Antwort bereits ins Auge fiel. »Dies ist das Wesentliche, was mein Vorgänger über Rosa in sein Pfarrbuch eingetragen hat. Nicht angegeben hat er, woher der Junge kam, wann der Junge bei ihm erschienen ist, warum der Junge sich gerade in dieser Gegend aufgehalten hat. Im Pfarrbuch findet sich noch eine unverständliche Bemerkung über die Messina-Insel und Rosas Verbindung gerade zu diesem Ort, wo sich eine Zeitlang die Quarantänestation mit dem Verseuchtenfriedhof in der Nähe befand. Welche Bedeutung dieser Ort für den jungen Rosa hatte, wird wohl für immer ungeklärt bleiben. Doch mein Vorgänger ist über jeden Zweifel erhaben. Er lebte ganz dem Herrn, so daß ich seinen Aufzeichnungen trauen darf. Sein asketisches Leben endete mit einem stillen Heimgang auf den Stufen der Kirche zu Bohnsack, den 15. Juli abends. Es war ein unerträglich heißer Tag für die Menschen auf dieser Insel, vor allem für jene, die herzleidend waren.

Vielleicht hätte ich Rosa nie getroffen, wäre der Sommer 1914 nicht gewesen. Der Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gattin Sophie hätten Sarajewo nicht besucht, Gavrilo Princip hätte nicht das Attentat verübt, bei der Ersatzkommandantur in Langfuhr hätten sich keine Kriegsfreiwilligen gemeldet, Herero wäre nicht befördert worden, Rosa wäre dort geblieben, wo er war. Aber nein, der Krieg brach aus, Rosa kam auf unsere Insel, und plötzlich fielen mir Dinge auf, die mir früher entgangen waren: die Gesten der Männer, die Blicke der Frauen, beiläufig dahingesagte Worte all dieser Menschen, von denen ich doch die meisten kannte. Also hat er schon früher, während er noch ehrlicher Arbeit nachging, nicht geschwiegen, damals, in den

ersten Jahren meines geistlichen Amtes, als mich der Bau meines Hauses in Anspruch nahm, dazu die Fahrten zur Kirche in Bohnsack und nach Danzig, das ich unbedingt kennenlernen wollte. Rosas Wohnung muß ein Treffpunkt gewesen sein, bis zu dem Tag, da ein Brand das Haus in Flammen aufgehen ließ. Davon bin ich überzeugt.

Wer alles zu ihm kam, weiß ich bis heute nicht. Ich habe nur einen einzigen Verdacht, so wie einst, als Magda Chwalkowsky, Anger und Greim beschuldigt wurden, sie hätten Rosa in der Weichsel ertränkt. Aber plötzlich erschien Rosa in Bohnsackerweide, wurde verhaftet, und der unglückselige Baur sowie Hausser sind dem Fall nachgegangen. Hausser erzählte mir, Baur habe nicht den Blick zwischen Magda und Rosa bemerkt, als er diesem die Zellentür öffnete. Auch er selbst habe geglaubt, Magda stehe noch unter Schock. Man ertränke ja nicht jeden Tag einen Menschen, und das schon gar nicht während einer kurzen Pause inmitten des unzüchtigen Treibens mit zwei Männern. Merkwürdig erschien es Hausser zudem, daß Magda ihr Opfer mit einem Knüttel erschlagen haben soll, Rosa jedoch lebendig und gesund wieder auftauchte und keinerlei Anklage erhob. »War ich damals etwa blind?« fragte er, als er mir davon erzählte, und er wirkte sehr nachdenklich. Es gab ja damals viele Versionen dieser Geschichte, viele Schuldzuweisungen und Gerüchte. Welches Geheimnis verband Magda Chwalkowsky und Rosa?

Heute, da ich diese Worte schreibe, macht sich wohl niemand mehr Gedanken über jenen Verfall oder andere Ereignisse. Wir schreiben das Jahr 1944, und die Sorgen der Menschen gelten nicht Magda, die in der Kommandantur des Lagers Stutthof arbeitet, nicht Rosa, der wahrscheinlich in Danzig lebt, und erst recht nicht Gertrud Bollenbach. Aber ich kann Rosa nicht vergessen. Schließlich hat er das Ungewöhnlichste überhaupt getan, indem er Zyta Geiss aus tiefer Bewußtlosigkeit zurückgerufen hat. Diese Formulierung wähle ich, um nicht sagen zu müssen, dieser Mensch habe ein Mädchen, an dessen Ableben weder der Vater noch die Nachbarn Zweifel hegten, von den Toten auferweckt. Ich habe mit allen gesprochen, doch jeder hat bei Gott dem Herrn geschworen und Zeugnis abgelegt: daß Zyta nicht mehr lebte, als sie herbeieilten, um die Tote zu sehen und zu berühren. Sie befand sich im kühnsten Zimmer auf der Nordseite, das dunkel war und durch ihre Person, die steif und wächsern dalag, etwas Abstoßendes bekommen hatte. Geiss hat Zytas Heimgang genau beschrieben. Es war 10 Uhr morgens, es wurde heiß, Zyta saß im Sessel auf der Veranda, bei offener Tür, um den Duft des Gartens zu genießen. Sie schloß die Augen, atmete immer schwerer, bis sie schließlich, ohne jeden Todeskampf, ihr Leben aushauchte. Das bemerkte ihr Vater, gerade als ihr der Kopf auf die Brust fiel, die rechte Hand am Kleid hinunterrutschte und an die höchste Treppenstufe stieß. Er schrie, doch sie zeigte kein Lebenszeichen mehr; er trug sie in den Garten, doch konnte er es nicht mehr ändern, daß ihrem Antlitz jegliche Farbe entwich und sich an ihren Schläfen blaue Flecken zu bilden begannen. Also kauerte er nur still und verzweifelt neben seiner Tochter. Bernadette Pulkowsky kam, als Zyta bereits in ihrem Zimmer lag und Geiss sich wieder ein wenig gefaßt hatte, so daß er sprechen konnte. Auch sie hat bezeugt, daß Zyta gestorben war. Und dann kam Rosa des Wegs, doch niemand hat bemerkt, daß er sich auffällig verhalten hätte.

Eine Woche nach alledem sprach Geiss bei mir vor, und heute noch kann ich beinahe wörtlich wiedergeben, was er sagte: »Herr Pastor, ich hatte keine Hoffnung mehr. Aber jemand hatte mir gesagt, Rosa könne heilen. Nicht so wie Doktor Gutzeit, sondern mit Kräutern. Ich weiß es nicht mehr, aber wahrscheinlich habe ich ihn deshalb rufen lassen. Er hat gar nicht groß nachgefragt, sondern ist sogleich in das Zimmer meiner Tochter geeilt. Dort verweilte er gewiß nicht länger als zehn Minuten. Dann kam er wieder, und Zyta stand hinter ihm. Können Sie sich das vorstellen, Herr

Pastor? Meine Tochter, meine tote Tochter, meine kleine Zyta folgte ihm wie eine Puppe, aber sie lebte. Sie war lebendig! Verstehen Sie das, Herr Pastor? Ich habe nur sie gesehen, nicht Rosa. Ich war zu Tränen gerührt, ich hatte nur noch Augen für mein Kind. Rosa ging einfach weg, und auch die Nachbarn zogen sich zurück. Herr Pastor, sagen Sie mir: Was für ein Mensch ist dieser Rosa?«

Ich weiß es bis heute nicht. Seit damals sind viele Tage vergangen, und noch immer ist nicht geklärt, was damals geschah. Das bekümmert mich, als wäre alles erst gestern geschehen. Kann man Rosa überhaupt verstehen? Auch die Ereignisse in Bohnsackerweide sind mir noch immer ein Rätsel. Dort begab sich folgendes: Forcs Frau verhielt sich anders als sonst. Mal lief sie gereizt herum und schimpfte auf die Knechte, dann wieder hockte sie in der dunkelsten Ecke der Scheune und hielt ihren Kopf, als wollte er platzen. Was folgte, sehe ich genau vor mir, weil alle es mir immer wieder berichtet haben. Ich will es so genau wie möglich schildern, um das Gedächtnis daran zu bewahren.

Es war Ende Juni, und alle in Bohnsackerweide waren mit der Heuernte beschäftigt. Auch Frau Forc gehörte zu denen, die ihren Männern halfen. Frühmorgens rief sie die Mädchen aus der Küche und den Ställen zusammen, jedes schulterte eine Holzharke, und sie kürzten ihren Weg ab, indem sie auf den Stegen über die Kanäle gingen. Die Nacht war schwül gewesen, vom Weichseldurchstich her begann es hell zu werden, aber der Morgen brachte keine Kühle. Die Frauen waren schon verschwitzt, bevor sie mit der Arbeit begannen, zogen ihre Jacken aus und knöpften ihre Kleider auf. »Was wird erst heute mittag sein?« sagte Frau Forc. »Wir müssen es doch noch bis zum Abend hier aushalten.«

Die Sonne stach ihnen in die Augen, während sie das gemähte und getrocknete Gras zu langen Zöpfen banden und daraus längs dem Feuerdamm an der Toten Weichsel kleine Heuschober bauten, die später von den Knechten abtransportiert wurden. Die Frauen schwangen ihre Harken, keine von ihnen sagte ein Wort. So und nicht anders war es Brauch. Erst in den Pausen, wenn sich die schweißnassen Frauen auf kleine Heuhaufen setzten, lösten sich ihre Zungen, und alle redeten und jammerten sich ihren Ärger von der Seele. Forcs Frau legte sich ins Gras, nicht weit von ihnen entfernt, schloß die Augen, hörte das Geplapper der Mädchen und die summenden Fliegen. Es war drückend heiß, die Sonne brannte ihr ins Gesicht, doch sie war zu erschöpft, um auch nur noch die Hand zu bewegen und sich vor der Sonne zu schützen. So schlief sie ein, während die Mädchen weiterredeten, bis sie allmählich verstummten, wollten sie doch die Ruhe ihrer Gutsherrin nicht stören. Ein Mädchen nach dem anderen legte sich bequem ins Heu und schlief ebenfalls ein, unter der hohen sengenden Sonne. Zwischen den Gräsern und über der gemähten Wiese aber summten die Insekten, rangen miteinander, schossen vorbei, lärmten und verstummten jäh, um dann wieder in eine noch lautere Kakophonie auszubrechen. Nach fast einer Stunde erwachte eines der Mädchen, sprang auf und blickte beunruhigt auf die andern. Was würde Herr Forc dazu sagen, sähe er sie alle während der Arbeitszeit schlafen? Mit schlechtem Gewissen begann sie eine ihrer Freundinnen zu schütteln. »Hör mal! Steh auf, nun steh schon auf!« Tagsüber zu schlafen schickte sich doch nicht. Dann bemerkte sie, daß Frau Forc merkwürdig flach atmete. »Jesus, stirbt sie etwa?« rief sie und weckte damit die andern. »Wir müssen Hilfe holen! Aber wen sollen wir benachrichtigen? Der Gutsherr ist doch auf dem Feld!«

»Sie hat aufgehört zu atmen«, flüsterte eines der Mädchen, ein anderes rannte los, um Forc zu benachrichtigen, und ein Junge, der zufällig auf einem Leiterwagen mit Heuresten vorbeifuhr, wurde zu Doktor Gutzeit geschickt, wo man ihm sagte, der Doktor weile bei seiner Familie in Danzig, man wisse nicht, ob er über Nacht dort bleiben werde. Also fuhren der Junge und die Mädchen Frau Forc auf ihren Hof,

während auf den Feldern ringsum alle Knechte ihre Arbeit liegenließen, um sich ebenfalls auf den Weg zu machen. Der Gutsherr lief atemlos herbei, umarmte seine Frau, trug sie in die Wohnung und zitterte schließlich so sehr, daß er eine Zeitlang nicht imstande war, auch nur die einfachsten Anweisungen zu geben. Als er jedoch erfuhr, Rosa sei gesehen worden, und zwar zwischen zwischen Bohnsack und Bohnsackerweide, schickte er einige Knechte auf die Suche. Die übrigen standen zusammengedrängt in einem Winkel seines Hofes und suchten Trost in der Gruppe. Frau Forc war nun einmal beliebter als ihr Mann, der nicht leicht mit den Arbeitern zurechtkam, und sie hatte ihn schon oft besänftigt, wenn er seinen Knechten zürnte.

›Er ist da! Er ist da!‹ rief man bald von der Toten Weichsel her, die Kutsche sauste heran, und Rosa sprang hinab, neugierig beobachtet von den schweigenden Männern, ihren Frauen und Kindern und den Nachbarn, die sich versammelt hatten und sich von Zeit zu Zeit räusperten oder verlegen auf die Erde spuckten. Rosa blinzelte in die Mittagssonne, blickte auf die von der Hitze welken Baumkronen im angrenzenden Garten. Forc lief auf ihn zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Rosa jedoch hörte nicht besonders aufmerksam hin, als er mit dem Gutsherrn im Haus verschwand. Schon fünf Minuten später ging Rosa langsam und mit hängendem Kopf in den Garten und setzte sich auf die Bank unter dem Kastanienbaum. Forc ging zum Brunnen, und die Leute begannen zu reden. ›Ob er ihr wohl helfen konnte?‹ fragten die einen. ›Bestimmt nicht‹, sagten die anderen, worauf jene wiederum fragten: ›Warum denn nicht? Könnt ihr euch nicht mehr an Zyta Geiss erinnern? Rosa hat sie von den Toten auferweckt.‹ Die anderen ließen das nicht gelten. ›Unsinn!‹ sagten sie. ›Zyta war doch nur ohnmächtig. Hier kann nur ein Arzt wie Doktor Gutzeit helfen.‹

So schwatzten alle durcheinander, während Forc den Eimer in den Brunnen hinabließ und ihn wieder nach oben kurbelte. Er trank aber nicht von dem als besonders schmackhaft bekannten Wasser, sondern tauchte nur sein Gesicht hinein, um sich abzukühlen. Die Leute starrten ihn an; er aber wischte sich mit dem Ärmel über den Mund, drehte sich um schrie: ›Sie lebt! Hört ihr? Sie lebt!‹«

Auszug Teil 3 (S. 217 unten bis 212 oben)

Gertrud Forster stieg unbeholfen von der Kutsche und strich nervös durchs Unterholz, mit müdem Gesicht, aber angestrengt suchendem Blick. Schließlich machte sie ruckartig kehrt und rief energisch: »Fahren Sie mich bitte wieder zurück nach Wordel.«

Schwanenfeldt ergriff sofort die Zügel und brummte etwas, woraufhin sich seine Pferde widerwillig in Bewegung setzten. Viele Jahre hatte er das Gut Kronenhof geführt, sich mit Politikern der Freien Stadt Danzig getroffen, später mit Militärs, Freunden und Bekannten seines Sohnes, mit Parteifunktionären und einmal sogar mit dem Reichsführer, anlässlich seines Besuchs im Lager Stutthof. Doch stets hatte Schwanenfeldt nur zugehört und keinerlei Gefühle offenbart, wie auch in diesem Augenblick. Seine Verschwiegenheit ließ ihn geruhsam schlafen, erfrischt aufstehen, mit Vergnügen das morgendliche Treiben auf seinem Hof beobachten und friedlich jenes Tagebuch fortführen, worin schon vier Generationen seiner Familie ihr Leben der Nachwelt überliefert hatten, so wie es auch die anderen Großbauern taten. Nun fiel ihm auf, daß Frau Forster mit sich selbst zu hadern schien, und durch ihre kühlen Blicke fühlte er sich in seiner Annahme bestätigt. Zum Abschied reichte ihm die Gattin des Gauleiters ihre Hand, ohne auch nur ein Wort zu sagen, stieg den Hügel hinauf und verschwand schon bald hinter einer Wand aus Bäumen.

Schwanenfeldt wußte nicht, was er von alledem halten sollte. Er kannte Frau Forster seit Jahren, und oft hatte er ihr kleine Überraschungen bereitet, für die sie ihm mit einer Freundschaft dankte, die nie unmittelbar zum Ausdruck kam, jedoch in Worten und Blicken, die er nicht missen wollte. Ihr wiederum war der alte Schwanenfeldt so wichtig, daß nicht einmal ihre Danziger Familie ahnte, wie groß sein Einfluß war. Gertrud, dachte er an diesem Morgen, was wollten Sie mir mit Ihrem seltsamen Verhalten sagen? Was wissen Sie über meinen Sohn?

Rudolf hatte zwischen Juni und Juli seinen Urlaub auf dem Gut verbracht, zusammen mit zwei Kameraden, die wie er gerade zum Major befördert worden waren und nun jeder ein Südzimmer im ersten Stock bezogen hatten. Draußen bemerkte niemand das bis spät in die Nacht hinein brennende Licht; doch wenn er über den Korridor ging, sah Schwanenfeldt die hellen Streifen zwischen Tür und Rahmen. Obwohl sie lange wachzubleiben pflegten, standen die Männer sehr früh auf und führten, frisch wirkend in ihren Reiteruniformen und noch bevor die Knechte auf dem Hof erschienen, ihre Pferde aus dem Stall, sattelten sie und ritten ins reife Korn. Sobald sie anderen begegneten, verstummten sie, und keiner der Einheimischen wagte es, sich ihnen zu nähern. Zwar verhielten sie sich stets höflich, doch man sah ihnen an, daß sie Distanz wahren wollten. Sogar der alte Schwanenfeldt enthielt sich jedes Kommentars, als er einmal mitbekam, daß man gerade fünfzehn neue Grenadierdivisionen aufstelle, die Soldaten körperlich geschwächt seien und die Einheiten über keine Panzerabwehrwaffen verfügten. Mehr erfuhr er nicht.

Nach einem seiner morgendlichen Ausritte betrat Rudolf das Zimmer seines Vaters, setzte sich lässig in einen Sessel und streckte die bestiefelten Beine auf dem weichen Teppich aus, ohne sich um die Lehmspuren zu scheren, die er bereits hinterlassen hatte. Er blickte auf den Vater wie einst, als er vor den Feiertagen nach Hause kam, mit einem Urlaubsschein vom Kommandanten, und ihn anschwieg, anstatt das wichtige Gespräch zu führen, dessentwegen er in diesem Zimmer saß. Er begann zu grübeln, und dies hatte, davon war er überzeugt, nichts mit den Erfahrungen zu tun, die er als Kind mit seinem Vater gemacht hatte, sondern einzig und allein mit der Gegenwart. Er war immer ein aufgeweckter, wißbegieriger Junge gewesen, und später hatte er sich als großes militärisches Talent gezeigt. Während er mit seinen Kameraden am Flußufer gesessen hatte, fern von allen Menschen, umgeben von einer Stille, die nur vom Meeresrauschen unterbrochen wurde, hatte er bereits darüber gesprochen, was er seinem Vater sagen wollte, dieser aber nicht zu denken wagte. Am 7. Juli brachte man ein Telegramm, das alle Soldaten aufrief, sich bei ihren Einheiten zu melden. Schwanenfeldt brachte seinen Sohn und dessen Freunde mit der Kutsche zum Bahnhof in Danzig. Nachmittags um halb fünf bestiegen sie den Zug nach Thorn.

Nun stand der alte Schwanenfeldt am Erker und überlegte, wie viel Zeit vergangen war, seitdem man ihn davon unterrichtet hatte, daß General Fromm seine Offiziere verhaftet habe, um sie standrechtlich erschießen zu lassen. Erst drei Wochen war das her. Und weil der General daran gehindert worden war, die Gefangenen zu liquidieren, waren sie keines schnellen Todes gestorben, sondern hatten sich noch zwei Wochen quälen müssen, bis sie von den Unteroffizieren der SS gehängt wurden. General Fromm hatte seine Männer nur um zwei Tage überlebt.

Täglich erhielt Schwanenfeldt neue Hiobsbotschaften, und sie schmerzten ihn immer mehr, brachten sie ihm doch die Gewißheit, daß die Sonne über Kronenberg untergegangen war. Sein Sohn, der junge Major, lebte nicht mehr, und niemand konnte ihm sagen, was mit Rudolfs Leichnam geschehen war. Nun erwartete der alte Schwanenfeldt den Besuch der Danziger Gestapo, so daß ihn jedes Motorengeräusch auf der Chaussee nach Schiewenhorst in Angst und Schrecken

versetzte. Dennoch wollte er sich nicht vom Hof entfernen. So ging er hinunter in den Park und setzte sich auf eine Bank am Teich, den er jedes Jahr ausbaggern und reinigen ließ und dessen hölzerne Uferbefestigungen einst auf sein Geheiß erneuert worden waren. In jenem Jahr, noch vor Weihnachten, warfen die Knechte ein Netz aus, zogen daran von beiden Seiten, und das gewaltige Gespinst aus Sackgarn war voller Fische. Von diesem Tag an wurden die Besamung und Bewirtschaftung des Teichs zur Tradition. Das Gesinde mit seinen Familien wartete alle Jahre wieder voller Ungeduld auf den ersten Fang, und die Kinder aus der ganzen Umgebung sammelten sich am Ufer, liefen hin und her, schrien wie von Sinnen, rot vor lauter Aufregung. Rudolf hatte in den Winterferien stets beim Fischen mitgeholfen und verschwitzt, jedoch erfreut, seine Trophäen verteilt, ohne es dabei sehr genau zu nehmen. Auffallend großzügig war er dort, wo er besonders hübsche junge Frauen erblickte. Dennoch wagte niemand dagegen zu protestieren; entsprach Rudolfs Handeln doch ganz offensichtlich dem Willen des Gutsherrn vom Kronenhof. In diesem Jahr wird niemand Fische fangen, dachte der alte Schwanefeldt. Jetzt leben hier nur noch Frauen und Greise. Sogar Jungen, die erst sechzehn waren, dienten inzwischen bei der Flak.

Swanefeldt spazierte durch den Park mit seinen baumgesäumten Wegen und spürte, wie von den Feldern her der drückende Geruch gemähten Getreides heranzog. Es ist Zeit, die Ernte einzufahren, dachte er, tat aber nichts, um seine Knechte zur Arbeit anzutreiben. Stattdessen setzte er sich dann und wann ins Gras und starrte finster vor sich hin. Seit dem Tode Rudolfs und seiner Kameraden grübelte er Tag und Nacht; und jedesmal, wenn er im Geiste bei seinen Eltern war und bei seiner Frau, die auf dem Bohnsacker Friedhof lag, dachte er an Pastor Thun, der in solchen Fällen das alte Bibelwort zitierte: Die Zeit ist erfüllt. Nun kann mir der Pastor keinen Rat mehr geben, dachte Swanefeldt, der des geistlichen Zuspruchs doch so sehr bedurfte. Er war mit Thun befreundet gewesen, und der Pastor hatte Rudolf in Bohnsack konfirmiert.

Plötzlich erschienen Vögel über den Dächern der Ställe und Schuppen, als wollten sie dort und nicht im Garten ihr Morgenmahl einnehmen. Etwas hatte sie aufgescheucht. Swanefeldt erhob sich, und an sein Ohr drang das leise und eintönige Summen von Motoren. Von Bohnsack her näherte sich eine Autokolonne. Ja, die Zeit ist erfüllt, dachte er. Auf seinen Stock gestützt, begab er sich zur Pergola, die er gleich nach Eröffnung des neuen Gutshauses hatte erbauen lassen: fünf Ziegelsäulen, gekrönt von Kapiteln, verbunden durch ein hölzernes Gatter, mit Kletterpflanzen bewachsen. Auf der ersten Säule, die vom Park aus zu sehen war, stand die Statuette eines stilisierten Hirten mit dem Gesicht seines Sohnes.

Die Autos hielten vor dem Tor zu seinem Grundstück. Er hörte, wie es jemand eilig öffnete, wie die Motoren nervös vibrierten, wie sich die Wagen der Vorderfront des Hauses näherten, einen Bogen fuhren und hielten, gerade gegenüber dem Altan. Als eine Wagentür nach der anderen geöffnet wurde, griff Swanefeldt in die Tasche seines Morgenmantels und umfaßte den Griff seiner Pistole.

Auszug Teil 4 (S. 282 Mitte bis S. 283 unten)

Ja, und dann ging's durch die Straßen, immer unter Bewachung. Lisa Schilling hat als erste gesehen, daß vom Meer und von Neufahrwasser aus längs der Straßenbahnlinie die Dächer zu lodern begannen, erst ein bißchen, dann immer heftiger, bis der Himmel um uns herum voller Feuersäulen war. ›Kuckt mal, die zünden unsere Häuser an‹, sagte Lisa. Noch heute seh ich ihren Blick. Sie hat erstaunt den Kopf geschüttelt und die Stirn gerunzelt. Wir sind natürlich

stehengeblieben, obwohl die Russen brüllten, wir sollten weitergehen. Da bleibt also alles, was wir je besessen haben, denk ich, und wie im Zeitraffer hab ich noch einmal alles vor Augen: die Wohnungen, die Möbel, den Nippes, die Erinnerungsstücke aus meiner Kindheit. Die Gardinen, die Mama genäht hat, die Bilder, die man uns zur Konfirmation geschenkt hat, die Photographien vom Seesteg in Zoppot, von der Toten Weichsel, vom Schloßgarten in Oliva, die Schnappschüsse, die gestellten Aufnahmen. Ein Sonntagnachmittag, die Sonne über den Dächern, die Familie am Wasser, beim Artushof, mit Otto in Königstal, während einer Weihnachtsfeier. Der Dachboden voller Bücher in schweren Einbänden, pedantisch geordnet in Kisten, diese antiquarische Leistung meines Großvaters, zwanzig Jahre lang hat er geforscht, gesammelt und korrespondiert. Unser Haus, ein Teil von uns allen. Was waren wir nun, ohne unsere Häuser und das Leben zwischen den Mauern und in den Straßen, mit all den Geräuschen und Gerüchen? Wir sind nur noch Krüppel, dachte ich. All unsere Hoffnungen sind verbrannt, nur noch Schutt und Asche. Jemand anders wird da, wo unsere Häuser standen, neue bauen, aber eine ganz andere Welt, sein Leben. Er wird sich seine Träume erfüllen, aber das alles ohne uns. Das alles schoß mir durch den Kopf, als wir durch die Straßen getrieben wurden. Ich war innerlich wie gelähmt, und so ging es auch wohl den andern. Vor mir seh ich Menschen mit bepackten Rücken, Mützen aller Art, Tüchern um den Kopf, Leute, die diesen Weg wohl genauso selten gegangen sind wie ich, und ich hör immer nur die Tritte auf dem Kopfsteinpflaster, manchmal auch jemanden schluchzen. Aus den dunklen Seitenstraßen schließen sich uns weitere Gruppen an, fast nur Frauen und Kinder. Alle drängen sich verschreckt aneinander, bewacht von den schattenhaften Gestalten schweigender Soldaten. Gleich hinter Brösen halten sie uns an und nehmen den Leuten alle Fahrräder und Kinderwagen weg, sogar den Alten. Die mußten sich jetzt unter ihren Rucksäcken krümmen. Bei der Gelegenheit konnten wir uns umdrehen und die brennenden Häuser sehen. Weil es zu lange gedauert hätte, den See zu umgehen, durften wir einen Teil der Strecke nach Neufahrwasser mit der Straßenbahn fahren, dann ging's zu Fuß weiter. Viele weinen, die Soldaten schreien, dann ist für einen Augenblick Ruhe, aber an der langen Bretterwand ist es aus damit. Ein Raunen geht durch unsere Reihen, und ein Mädchen neben mir ruft immer wieder: ›Mama! Mama! Was ist das?‹ Die Mama tut, als wüßte sie's nicht, und ist dabei sehr unwirsch zu der Kleinen. Ich denke, jetzt erschießen sie uns zwischen der Wand, die wohl als Kugelfang dienen sollte, und dem Wall links und rechts. Da standen die Soldaten, nachdem sie uns auf den großen Platz gedrängt hatten. Ich hab fürchterlich gezittert, aber nicht vor Kälte, obwohl die Temperatur gesunken war. Ich hab gezittert wie ein Welpen, der ertränkt werden soll. Ich konnte kein Wort sagen, weitergehen oder sonst irgendwas tun. Der düstere Anblick dieses Schießstandes hat mich nicht mehr normal denken lassen. Dann plötzlich will ich aufspringen, loslaufen, egal wohin, vielleicht nach Lauental, das gleich hinter den Gleisen liegt, die zum Hafen führen, nach Brösen, nach Langfuhr. Aber die Wiesen bei Langfuhr waren so sumpfig, daß wir zuerst dachten, da sei ein Moor. Ich wollte nicht sterben. Ich wollte nur noch leben, egal wie. Und dann, genauso plötzlich, beruhige ich mich wieder. Der Schweiß rinnt mir nur so runter, die Wäsche klebt mir am ganzen Körper, die kühle Luft dringt unter meinen Mantel. Ich sinke zu Boden, kauere mich zusammen, umschlinge meine Knie. Den andern ergeht es ähnlich, wir alle sind müde und drängen uns dicht aneinander, in einem großen Kreis.

Auszug Teil 5 (S. 344 Mitte bis S. 346 Ende)

Die Frau verstummte, während die Soldaten die Straße überquerten und das Haus der Pulkowskys einkreisten. Einer von ihnen warf eine Granate durchs Fenster. Sie detonierte, zerstörte den Rahmen, fegte die Scheiben hinweg und setzte erst die Gardinen in Brand, dann das Zimmer, schließlich das ganze Gebäude bis zum Dachstuhl, dessen Ziegel sich hoben, um den Rauch entweichen zu lassen. Nun erschien Bernadette Pulkowsky, seit einem Jahr gezeichnet von ihrer Krankheit, also nicht hübsch genug für die Soldaten, die sie voller Wut in ihr Haus zurückzudrängen versuchten, das jetzt nur noch ein Scheiterhaufen war, mit einer Rauchfahne am Giebel. Bernadette wehrte sich nach Kräften; die Soldaten packten sie an ihren Händen und Füßen und warfen sie ins Feuer, das dort loderte, wo noch vor Minuten ihr Zimmer war, das Bett und der Schrank mit dem Bild von Zyta Geiss und der Mutter, die Doktor Gutzeit zulächelte, nach dem Weichseldurchbruch, im Hintergrund ein Dampfer namens Schwalbe. Während Bernadette Pulkowsky verbrannte, zogen sich die Soldaten zurück, denn die glühende Hitze war nicht mehr auszuhalten. In diesem Augenblick sah ich Lothar Noack. Er stand auf der Straße, betrachtete ruhig das brennende Haus, nahm gedankenversunken seine Maschinenpistole vom Arm, lud nach und säte voller Überdruß Geschosse in den Trupp der SS-Männer, die fielen, fluchten und sich stöhnend krümmten, auf Pulkowskys Hof, während der Scharführer um die Ecke zu fliehen versuchte. Lothar, mit unsäglich müder Miene, schoß noch einmal. Die Kugel erreichte ihr Ziel, als die glühenden Dachziegel platzten. Lothar wandte sich ab, horchte auf den Widerhall der Schießerei am Hafen und schleppte sich hinunter.

Ich lag da und spürte die Erde, die ich so oft umgegraben und mit Humus gestärkt hatte, bis der Dünensand Früchte trug. Ich spürte die Hitze des brennenden Hauses, doch ich wollte es nicht sehen, auch nicht die Tote auf meinem Hof oder die erschossenen Soldaten. Ich wollte nichts und niemanden mehr sehen inmitten der Schüsse, der Schreie, des Grauens. Gertrud Bollenbach hatte recht behalten; wie immer. Ganz gewiß schon hatte sie sich mit einer Granate in die Luft gejagt, sich ein Loch in den Schädel gebohrt, sich in Albert Forsters Badewanne die Pulsadern aufgeschlitzt oder sich in ihrer eigenen Wohnung vergiftet. Wie auch immer sie sich umgebracht hat, dachte ich, es hat einen Sinn. Nun brennt der Hafen, dachte ich, so wie die Häuser von Schiewenhorst, Bohnsack und Schnakenburg; und ich bemerkte eine Wunde an meinem Unterarm, spürte jedoch keinen Schmerz. Eine Kugel oder ein Splitter? Ich wußte es nicht, und es war mir gleichgültig. Ein Etwas hatte meine Haut durchschlagen, war in einen Muskel gedrungen, hatte meine Adern verletzt. Ein roter Streifen rann an mir hinab und wurde immer breiter. Ich betrachtete das Blut, als wäre es nicht mein eigenes, und hatte weder die Kraft noch das Bedürfnis, mich um die Verletzung zu kümmern. Die Schießereien überall im Ort klangen in meinen Ohren wie Vogelzitschern oder die Rufe spielender Kinder. Wie lange schon hatte ich den Kleinen nicht mehr aufmerksam zugehört oder gar ein Kind auf meinem Schoß gehabt! Zum letztenmal mag es so gewesen sein, nachdem ich mein Haus gebaut hatte. Dann aber war ich fast nur noch um mich selbst gekreist und hatte über alledem, was mich bewegte, in Liebe und in Haß, vieles andere vergessen.

Das Haus von Bernadette Pulkowsky stürzte ein. Ich wollte endlich die Augen öffnen, doch mich überfiel tiefe Müdigkeit. Dennoch hörte ich, daß sich mir Schritte näherten. Ich zuckte nicht einmal zusammen. Gertrud Bollenbach, dachte ich, hat immer recht ...

»Lebst du noch?«

Ich erkannte ihn an seinem Flüsterton, traute meinen Ohren nicht und begann zu blinzeln. Ja, es war wirklich Rosa. Er trug noch immer die gestreifte Häftlingsjacke,

darüber einen Mantel, und er war deutlich abgemagert. Er reichte mir die Hand, und ich wollte gerade aufstehen, als er sie mir entriß, stolperte, neben mir zu Boden stürzte, wieder auf die Beine kam und zu fliehen versuchte. Aber er war geschwächt, er war nicht mehr der Jüngste, und seine Verfolger stürmten bereits mein Grundstück. Bei den Pulkowskys knisterte das Feuer.

»Hauptsturmführer! Wir haben ihn!« schrie einer der Soldaten.

Niemand beachtete mich; es war, als wäre ich längst gestorben. Zwei der Männer rissen Rosa den Mantel vom Leib und die Arme auf den Rücken, dann führten sie ihn durch den Garten. Mich verließen die letzten Kräfte, und ich spürte Übelkeit, als sie den Hof betraten und vor der Kastanie hielten. Einer der beiden Soldaten warf ein Seil über einen der Äste, zog und knüpfte einen Knoten. Rosa wehrte sich nicht, als sie ihm die Schlinge überwarfen und den Knoten mit Draht verstärkten. Die übrigen Männer sahen ihnen gelangweilt zu. Auch Hauptsturmführer Mende kam nicht näher; er gab den beiden Soldaten nur einen Wink mit der Hand und blickte sogleich wieder durch sein Fernglas, um die Explosionen im Hafen zu beobachten. Die Männer zogen Rosa hoch, nicht höher als zwei Fuß, und banden das Ende des Seils an den Kastanienstamm. Rosa bebte eine Weile, ohne einen Laut von sich zu geben. Ich schloß die Augen. Kaum daß ich es wagte, sie wieder zu öffnen, stieß ihm einer der Soldaten sein Bajonett ins Herz, als glaubte er noch immer nicht an Rosas Tod.

[Ende der Auszüge und des Buches]